

Sehnsucht nach dem „Stibel“

Jüdisches Leben in Niederösterreich, vor allem in Baden: Jugendarbeit und interkultureller Austausch.

VON MARTA S. HALPERT

Der 38-jährige Elie Rosen pendelt zwischen mehreren Welten: Im Brotberuf arbeitet der Jurist als Richter am Wiener Asylgerichtshof. Einen Großteil seiner Freizeit widmet er aber seinem neuen Buch „Steinerne Zeugen – Jüdische Friedhöfe in Österreich“ und der jüdischen Gemeinde in Baden. Elie Rosen, Großcousin des berühmten Malers und Grafikers Georg Chaimowicz, wurde in Mödling geboren und besuchte regelmäßig seine Großeltern – Adolf und Malvine Schärf, die die Nazizeit als U-Boote in Baden überlebt hatten. „Das ist der Grund, warum ich mich in der Jüdischen Gemeinde Baden immer zu Hause gefühlt und mich schon mit 17 Jahren in der

dortigen Gemeinde engagiert habe“, erzählt Rosen.

Diese jugendliche Auffrischung für die ehemals blühende Gemeinschaft war dringend notwendig. Denn in Niederösterreich werden derzeit nur noch in der geretteten und restaurierten Badener Synagoge regelmäßig Gottesdienste abgehalten, Religionsunterricht für Kinder angeboten und interkulturelle Zusammenkünfte veranstaltet. Und das, obwohl in diesem Bundesland bis 1938 insgesamt 15 sehr aktive jüdische Gemeinden existiert haben. Baden war 1923 nach Wien und Graz mit über 2400 Mitgliedern die drittgrößte jüdische Gemeinde Österreichs. „Wenige jüdische Familien

leben noch in St. Pölten, Klosterneuburg und vereinzelt sogar im Waldviertel. Aber religiöses und kommunales Leben gibt es nur in Baden“, bestätigt auch Raimund Fastenbauer, Generalsekretär der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.

„Auch in Baden können wir – bedingt durch die Areligiosität vieler Mitglieder – die erforderlichen zehn Männer für einen regulären Gottesdienst nur zusammenbringen, wenn die ‚Verstreuten‘ aus den umliegenden Gemeinden, wie zum Beispiel aus Mauer, Pitten, Oberwaltersdorf oder Theresienfeld, zu uns kommen“, bestätigt Elie Rosen. Während die jüdischen Gemeinden in Niederösterreich vereinzelt sogar schon vor 1848

von Zuwanderern aus Böhmen, Mähren und Ungarn gegründet wurden, gehören derzeit auch Juden aus der ehemaligen Sowjetunion und aus Israel zu Rosens 120-Seelen-Gemeinde.

AUFARBEITUNG DER GESCHICHTE. Die wechselvolle Geschichte der Juden in Niederösterreich von den Anfängen bis 1945 wird seit nunmehr 20 Jahren wissenschaftlich in der ehemaligen Synagoge von St. Pölten durch eine weltweit angesehene Forschungseinrichtung aufgearbeitet – nämlich das „Institut für jüdische Geschichte Österreichs“. Die 1912 erbaute imposante Synagoge blieb in der Reichspogromnacht vom 9. No-

vember 1938 nur deshalb von der Zerstörung verschont, weil man befürchtete, durch den Brand könnte auch „arisches“ Eigentum beschädigt werden. Bei einem laufenden Projekt, das insgesamt vier Bände* umfassen soll (zwei sind bereits im Mandelbaum Verlag, Wien, erschienen), werden nicht die – bereits gut dokumentierte – NS-Verfolgung und die materiellen Reste jüdischer Kultur wie Friedhöfe und Synagogen behandelt. „Es geht vielmehr um einen Einblick in das Leben der ‚Landjuden‘, ihren Alltag, ihre Berufe und Herkunft sowie das Zusammenleben mit der christlichen Bevölkerung“, konstatiert Christoph Lind, Historiker und Forscher am St. Pöltner Insti-

tut. „Denn über diese Gemeinden und Organisationen wissen wir noch wenig.“

Die ersten Spuren jüdischer Gemeinden in Niederösterreich findet man bereits im 13. Jahrhundert. Doch jedem relativ ruhigen Lebenszyklus der Juden folgten alsbald Verfolgung und Vertreibungen. Kaiser Leopold I. verwies 1670 die Wiener und niederösterreichischen Juden des Landes, und so mussten diese hauptsächlich als Wanderhändler ihr Leben fristen.

Erst mit dem Toleranzpatent Josephs II. wurde die Niederlassung von Juden im Erzherzogtum unter der Enns wieder gestattet, allerdings mit massiven Einschränkungen: Nur wer ein „nützliches



Elie Rosen:
Aufarbeitung der
jüdischen Geschichte



„Auch in Baden können wir – bedingt durch die Areligiosität vieler Mitglieder – die erforderlichen zehn Männer für einen regulären Gottesdienst nur zusammenbringen, wenn die ‚Verstreuten‘ aus den umliegenden Gemeinden zu uns kommen.“



Gewerbe oder auf einem öden Grunde eine Fabrik errichten wollte“, durfte bei der Regierung um eine Genehmigung dafür ansuchen.

Christoph Lind zeigt an konkreten Beispielen auf, mit welcher schikanösen Auflagen jüdische Unternehmer bedacht wurden. So wurde beispielsweise im Jahr 1833 einem Großhändler aus Verona die Landesbefugnis für Leinwanddruck in Mödling nur unter der Bedingung erteilt, keine jüdischen Arbeiter einzustellen und auch selbst nicht in Mödling ansässig zu werden. Lind fand auch heraus, dass die jüdischen Gemeinden Krems, Kimmelbach und St. Pölten nur deshalb entstanden, weil für viele jüdische Unternehmer die Entfernung zu ihrem Herkunftsort zu groß war, um rechtzeitig jeden *Schabbat* nach Hause zu gelangen.

Erst nach 1848 kamen die Juden langsam in den Genuss aller bürgerlichen Rechte wie Niederlassungsfreiheit und freie Berufswahl.

Mit den Staatsgrundgesetzen von 1867 erfolgte dann die völlige Gleichstellung mit Nichtjuden. Von 1854 bis 1938 gab es sogar in Krumbach, im Herzen der Buckligen Welt, eine kleine jüdische Gemeinde: Eine Gedenktafel im Hof des heutigen Gemeindeamts erinnert an das jüdische Bethaus. Dem Zeithistoriker Robert Streibel ist es zu danken, dass das jüdische Leben in seinem Heimatort Krems unvergessen bleibt. Abgesehen von den steinernen Zeugen hat er einige Überlebende in aller Welt gesucht und gefunden – und ihre persönlichen Geschichten dokumentiert.

„... DASS ES SO ETWAS GIBT.“ Wenn man nun an die Gründerväter des Staates Israel denkt, dann werden nur die wenigsten eine Brücke nach Niederösterreich schlagen können. Und dennoch, der Ideenbereiter des modernen *politischen* Zionismus, der Schriftsteller und Journalist Theodor Herzl, heiratete im Juni 1889 in Reichenau an der Rax seine

Frau Julie Naschauer und lebte bis zu seinem Tod im Jahre 1904 in Edlach.

Baden entwickelte sich in dieser Zeit wegen seiner Nähe zu Wien zu einem der bedeutendsten Kurorte der k.u.k. Monarchie, und so erwarb auch eine Reihe jüdischer Familien Häuser, um die Sommerfrische hier zu verbringen. Unter anderem auch der Gründer der Länderbank, Samuel Ritter von Hahn. Zu den berühmten Söhnen der Badener jüdischen Gemeinde zählen der Theatermann Max Reinhardt und der Journalist Hugo Bettauer ebenso wie der Medizin-Nobelpreisträger Karl Landsteiner.

Der Kampf um die Erhaltung der Badener Synagoge in der Grabengasse wurde jedenfalls 1988 erfolgreich beendet: Elie Rosen, Georg Chaimowicz und andere Mitstreiter hatten genügend Öffentlichkeit gegen einen Abriss mobilisieren können. „Als wir dann nach 17 Jahren die neue, schöne Synagoge eröffnen konnten, war ich mir sicher, dass der Zulauf der Gemeindeglieder aufgrund

des neuen zeitgemäßen Gebäudes größer als zuvor sein wird“, berichtet Rosen. Doch bald musste er feststellen, dass die älteren Herrschaften, die zu den treueren Betenden gehörten, sich nostalgisch nach dem provisorischen „Stibel“ (jiddisch für Stube) sehnten. „Das Ambiente war dort im alten Beth Knesset nicht chic, aber authentisch, überschaubar und heimelig.“ Auch Touristen und Sommerfrischler waren immer wieder überrascht „dass es so etwas noch gibt, den Duft des „Stetls“ unweit der Metropole Wien.

ZIB GEGEN SCHWELLENANGST. Elie Rosen, der seit 2005 auch Vorsitzender des Senates II der Gleichbehandlungskommission beim Bundesministerium für Frauen und öffentlichen Dienst ist (die sich mit ethnischer, religiöser, sexistischer sowie altersbedingter Diskriminierung in Arbeitsverhältnissen befasst), blickt in die Zukunft und hat deshalb sehr spezifische Schwerpunkte für seine Gemeindegemeinschaft gesetzt. Mit der Einrichtung des ZIB, des

„Zentrums für interkulturelle Begegnung“, ist es ihm gelungen, vielen Badenern die Schwellenangst vor dem „Jüdischen“ zu nehmen. Allein am „Tag der offenen Tür in der Synagoge Baden“ kamen rund 500 Anrainer und Besucher, um eine Führung durch das Haus zu machen. Sie haben wahrscheinlich auch dort zum ersten Mal jüdische Speisen gekostet.

„Wir möchten die Menschen stärker füreinander und für offenere Sichtweisen sensibilisieren“, erklärt Rosen sein Konzept, „denn hier soll kein musealer Tempel stehen, sondern ein mit Leben erfülltes Haus, in dem Freunde einander begegnen und miteinander genießen, lachen und weinen sollen – möglichst alles gleichzeitig.“

Die Vizepräsidentin des ZIB, die Badener Bürgermeisterin und Landtagsabgeordnete Erika Adensamer, gehört ebenso zu den aktiven Förderern wie der jüngst gewählte zweite Präsident an der Seite Rosens, der Pianist Paul Gulda.

Wobei auch der Weg zum besseren Verständnis in anderer Richtung beschritten wurde: Interkulturelle Theaterabende werden gemeinsam mit türkischen und persischen Einwohnern veranstaltet, und auch die Badener *Bahai-Community* zeigt am interkulturellen Dialog und an den Programmen des ZIB Interesse.

Und weil weder die jüdischen Pendler aus dem Umfeld noch die Sommerfrischler an streng-religiösen Aktivitäten interessiert sind, bemüht sich die Gemeinde, über die sanfte Schiene der Tradition und Gemeinsamkeit an ihre Schäfchen heranzukommen. Der Zugang gelingt über die Kinder, denen eine Art „Sonntagsschule“ angeboten wird, zum Beispiel mit dem ZIB-Programm „*Fliegender Teppich*“, einem Konzert mit arabischer und jüdischer Musik für Menschen ab fünf Jahren. Niederösterreichisches und Jüdisches – vielleicht findet es dank der Initiativen in Baden doch wieder zusammen. ■

Badener Synagogen: 1988 vor dem Abriss bewahrt. 17 Jahre später: Eröffnung einer neuen.



FOTOS: JÜDISCHE GEMEINDE BADEN